

Die Exhumierung vergangener Konflikte

Krokodilpolis, osi praubndi. Bephotrophium, portio Christi – wer unter dem Nachweis eigener Unbildung stark leidet, sollte sich von den Jahrestagungen der Rechtshistoriker fernhalten. Denn Namen und Begriffe wie diese bringt man von dort zum Dutzenden mit nach Hause. Rechtsgeschichte ist verdichtete Gelehrsamkeit. Sie bearbeitet eine länger als zweitausendjährige Periode voller Ordnungsmuster, Streit, Winkelzüge, Systematik, Willkür und Machtverteilung, mit früh professionalisierter Berufsausübung sowie einem ungeheuren Willen zum immer erneuten Durchdenken und neuen Lösen derselben Probleme. Als die Europäer noch keine Wasserräder, Brillen oder Uhren hatten, hatten manche von ihnen schon ein Recht von atemberaubender Raffinertheit.

Das diesjährige Treffen der deutschen Rechtshistoriker in Münster bot einen guten Überblick über die Situation des Fachs. Unterstützt vom Münsteraner Exzellenzverbund „Religion und Politik“ hatte die Konferenz zwar den Zusammenhang von Recht und Religion als lockeres Oberthema. Aber die erfolgreich abgehaltene Vorträge – nichts schlimmer als Jahrestagungen, die in Wahrheit Qualifikationsmessen zum Abwerfen Hunderter von „papers“ sind – verband untereinander trotzdem wenig. Die Geschichte der Rechtswissenschaft in der DDR stand neben der unerreglich beantworteten Frage nach dem religiösen Einfluss auf das Erbrecht verschiedene Rechtskulturen. Die Manuskriptgeschichte des römischen Rechts in Burgund stand neben dem Umgang der Frühzeit mit Raubholden, die – so Ulrike Ludwig (Dresden) in einem klugen, vorbildlichen Vortrag – erst durch protestantische Theologen erfuhren, dass ihre Raufereien „Duelle“ waren.

In diesem Nebeneinander liegt der erste Hinweis auf die Lage des kleinen Fachs. Die Zeit, in der es durch den Streit darüber zusammengehalten wurde, ob im Studium des römischen Rechts irgendein Sinn für die gegenwärtige Rechtspraxis liegt, ist zwar nicht entschieden, aber vorüber. Die Disziplin besteht heute aus lauter Spezialitäten, die wechselseitig wohlwollendes Interesse, aber wenig gemeinsame Diskussionsmotive pflegen.

Nur zwei Vorträge machten hier eine Ausnahme. Den einen hielt Thomas Duve, der neue Direktor des Max Planck-Instituts für Europäische Rechtswissenschaften in Frankfurt. Duves Forschungsbereich ist das Recht in den spanischen Kolonien. In Münster fragte er, ob deren juristische Situation im sechzehnten Jahrhundert zu reichend als Ergebnis des „Transferens“ des europäischen Rechts beschrieben ist. Seine Zweifel liefen auf die Forderung hinaus, die Kolonien nicht einfach als Erweiterung von Territorialstaaten zu befragen.

Zwar formulierte ein Konzil damals: „Wenn die ganze Welt das Evangelium empfangen hat, ist das Ende da.“ Doch die Durchdringung der Peripherie mit Kirche, Duldung und Staat ist flächendeckend vorüber. Mehr sei die Neue Welt von Vorposten – Duve sprach von „Punkten“ und „Verbindungslinien“ – bestimmt. Von Spanien aus scherte es für Personal, aber auch für Nachrichten ein Jahr, um nach Mexiko zu gelangen. Mitunter ging es von da aus nach Manila. Also gab es immer wieder Situationen des Machtinteresses, also des „Transferens“, und des Machtinteresses, also des „Transferens“, und des Machtinteresses, also des „Transferens“, und des Machtinteresses, also des „Transferens“.

Wenig Streit, gar keine Duelle: In Münster tagten die deutschen Rechtshistoriker.



Der Beklagte wirkte etwas angegriffen und verzichtete auf ein Schlusswort: Die „Leichensynode“ gegen Papst Formosus (rechts), Ölbild von Jean Paul Laurens, 1870. Foto Archiv

Fast hätte man in Duves Vortrag ein Plädoyer für mehr historische Soziologie in der Rechtsgeschichte erkennen können. Nicht nur Texte, sondern auch ihre Kontexte, ihre Verwendungsweisen sind zu berücksichtigen. Für weniger Soziologie hingegen plädierte ganz offen der Trierer Historiker Lutz Raphael in seinem Vortrag über das europäische Fremdenrecht seit der frühen Neuzeit. Die Soziologie nützt nicht nur für den Irrtum, im Verlauf der vergangenen vierhundert Jahre habe sich, was Migration und den Umgang mit Fremden angeht, etwas Wesentliches getan. Raphael fand demgegenüber in Formeln wie „Fremdheit wächst mit Armut“ oder in Erkenntnissen wie der, dass nach wie vor Familien und Netzwerke eine große Bedeutung für die Migranten haben, so etwas wie historische Universals

geschichte der Fremden betrifft, gerne gewusst, wie sie von Nationalsprachlichkeit und allgemeiner Schulpflicht, von demokratischen Wahlen und Europarecht beeinflusst wurde. Die Formel „Die frühe Neuzeit hört nicht auf“ dürfte es mit solchen Tabubeständen schwer haben. Karrieren wie die des Johannes von Brügge jedenfalls, der eigentlich David Joris hieß und ein Wiedertäufer war, bevor er unter falschem Namen und als Calvinist in Basel Mitte des sechzehnten Jahrhunderts Karriere machte, kann man sich nicht mehr so leicht vorstellen. So wenig wie die Reaktion der Basler Honoratioren, als nach seinem Tod 1556 die wahre Identität heraus kam: Sie gruben den Leichnam wieder aus, veranestalteten ein Blutgericht und verbrannten ihn. Der Hamburger Rechtshistoriker Harald Meinhold skizzier

te in seinem Vortrag eine Geschichte solcher „Leichensynoden“ und Bildnisstrafen“ als Abschreckungsstrafe. Deren berühmtestes Beispiel war wohl die Mehrfachexhumierung des 895 verstorbenen Papstes Formosus. Eine „Leichensynode“ seines Nachfolgers und Widersachers hielt Gericht über ihn, der angeblich den Papst

Machtpolitik stets eine Bremse; oder die Juristen in der DDR hätte dem Einstrahl länger auf sich warten lassen.

Das Auditorium nahm es hin, obwohl das Mitmachen mit Verweis auf die sonst drohende Unordnung recht genau den deklarierten Motiven mancher Rechtswissenschaftler nach 1933 entsprach. Doch

Fotografien bei Karl Kraus

Echt medial

Wie bewegt man sich auf der Höhe seiner Zeit? Karl Kraus, von 1912 bis zu seinem Tod 1936 alleiniger Autor der von ihm in Wien seit 1899 herausgegebenen Zeitschrift „Die Fackel“, schrieb sein apokalyptisches Drama über „Die letzten Tage der Menschheit“ parallel zum Ersten Weltkrieg, und zwar schon vor den ersten Kriegshandlungen, in der unerschütterlichen Gewissheit, dessen unumkehrliches Ende nach dem funktfähigen Muster von Shakespeares zeitlosen Tragödien und dem folgerichtig stets zutreffenden Motto „Shakespeare hat alles vorausgewusst“, das sich in der „Fackel“ bereits mehrfach auf genaueste bewährt hatte, vorwegzunehmen.

Als sich der Zweite Weltkrieg abzeichnete, begann, nahm Kraus diesen Wettlauf des Chronisten gegen die Zeit mit demselben Form wieder auf: Zwischen Adolf Hitlers Ernennung zum deutschen Reichskanzler am 30. Januar und Ende September 1933 sammelte er Zeugnisse aus den Zeitungen, dem Radio und dem Kino, um in der geplanten, aber erst postum erschienenen „Fackel“-Ausgabe über die „Dritte Walpurgisnacht“ zu ermesseln, wohin der nationalsozialistische Hexentanz tragen und wie ihm zum Opfer fallen würde.

Beide Werke, „Die letzten Tage der Menschheit“ und „Die Dritte Walpurgisnacht“, weisen Kraus als Medienkritiker aus dessen Reflexionen bis heute aktuell geblieben sind. Die Schärfe seines analytischen Bestecks muss sich an der Frage bewähren: Was konnte man, ein medienkritisch durch den Ersten Weltkrieg geschärftes historisches Bewusstsein vorausgesetzt, 1933 in Wien Zeitung lesend, Radio hörend und als Kinobesucher über die nationalsozialistische Machtergreifung wissen und von deren Folgen antizipieren?

Kraus nahm keineswegs ein außergewöhnliches Wahrnehmungsvermögen für sich in Anspruch, wenn er 1933 als internationales Echo die Frage an die deutschsprachige Presse zurückwarf: „Fällt es den Deutschen nicht auf – und den anderen fällt es auf –, dass keine Nation nicht nur so häufig sich darauf beruft, dass sie eine sei, sondern dass im Sprachgebrauch der ganzen Welt durch ein Jahr nicht so oft das Wort ‚Blut‘ vorkommt wie an einem Tag dieser deutschen Sender und Journalen?“

Die blutigen Taten sollten auf dem Fuß folgen, indem er und Karl Kraus hat sie ausbuchstabiert, folgend er die jeweils einschlägigen Berichterstattungen der bürgerlichen „freien Presse“ und der sozialdemokratischen „Arbeiter-Zeitung“ gegenseitig als Filter benutzte, in seinem Kommentar über Kreuz montiert und collagierte, um daraus das kostbarste Gut historischer Aufklärung Wahrheit zu gewinnen: Seine Analyse der KZ-Berichterstattung verband an dem Fall von Ernst Eckstein, Vorstand der Sozialistischen Arbeiterpartei, der sich in der – vermeintlich zum eigenen Schutz angeordneten – Haft das Leben genommen haben soll, tatsächlich aber zu Tode gefoltert wurde. Kraus kommentiert durch Zitattologie: „Dr. Ernst Eckstein, der als einer der ersten politischen Funktionäre in Schutzhaft genommen wurde – also geradezu ein Akt der Protektion –, konnte sich nur schwer mit den Bedingungen der Haft abfinden.“

Kraus' Wahrheitsfindung geht dabei, wie der Wiener Kommunikationswissenschaftler Simon Ganahl nachweist, dem aufklärerischen Ideal von Immanuel Kant verpflichtet, jederzeit seine Sinne zusammenzuhalten, um aus dem Besonderen das eine einfallsamer Vorstellungskraft bei ernüchtertem Verstand die richtigen, der Vernunft gehorchenden Schlüsse zu ziehen („Ad oculos et aures“: Massenmediale Bezüge der Dritten Walpurgisnacht von Karl Kraus“, www.iastonline.lmu.de/index.php?vorgang_id=3258). Ganahl selbst bewegt sich medientechnisch auf der Höhe seiner Zeit, indem er nicht nur die verdichtete, sondern auch die innerhalb des Beitrags direkt abrufbaren Radio- und Filmdokumente unterfütterte Quintessenz seiner lesenswerten Dissertation („Ad oculos et aures“: Presse, Radio und Film in der Dritten Walpurgisnacht von Karl Kraus“, Wien 2008), sondern diese selbst im Internet frei zugänglich gemacht hat (<http://www.scribd.com/doc/33999532/Ad-oculos-et-aures>).

Aus dieser medienkritischen Perspektive wird uns deutlich, warum Karl Kraus die Reihe der sieben Fotografien, die 1919 jenseits des Prolog, die fünf Akte und den Epilog der sogenannten „Aktusgabe“ eröffnete, nicht vermehrt auf zwei Fotos reduzierte, welche 1926 die Buchfassung einnahmen. Die passionsgeladene Fotografie der Hinrichtung von Cesare Battisti, der eine mit offenen Armen die – vielleicht letzte – Zukunft empfangende Christusstatue entgegensteht, der in ihrem Rücken das Kreuz weggebrochen worden ist (Leo A. Lensing, „Lebensstrasse“-bewegende Bilder. Fotografien und ein Film in „Die letzten Tage der Menschheit“ von Karl Kraus“, in: Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie, 30, Heft 115, Jönas Verlag für Kunst und Literatur, Marburg 2010).

Was das innere Auge eines Menschen sich vorzustellen vermöge, sowohl die planen Abbildungen des Abbitte leistenden Kaisers Wilhelm II., der beteuert: „Ich habe es nicht gewollt“, wie des österreichischen Kaisers Franz Joseph, der sich vor der Presse und vor den Honoratioren herbeilassen lässt, und die jeweils den Krieg unausweichlich erscheinen lassen. In diesem Sinne vermögen sich Abbildungen manchmal mehr als sieben. MARTIN STINGELIN

Batman und Beatniks im Anflug auf Deutschland

Die Erfindung der bundesrepublikanischen Pop-Literatur aus dem Geist des Missverständnisses: Als alle Überamerikaner sein wollten

Wer über deutsche Popkultur sprechen will, kommt um Fragen des Kulturtransfers nicht herum. Importphänomene bestimmen Musik, Kino, Fernsehchen, Mode, Literatur und Alltagssprache. Gerade der Kulturimport aus den Vereinigten Staaten seit 1945 ist zum Topos bundesrepublikanischer Geschichtsschreibung geworden, mit wechselnd kulturpessimistischer, protektionistischer, aber auch schwärmerisch-phantasmatischer Färbung. Karl Heinz Bohrer etwa erinnerte sich in einem Interview der kaugummibewehrten „amerikanischen“ Zeitschrift „Der Generation 1945“ aus dem Meer steigen sah: „Der Krieg habe die Amerikaner gewonnen, indem sie janzend aus dem Meer herauskamen, vor diesen tapeten, aber tumben und vollkommen atonischen deutschen Soldaten.“

Dieses Bild gab einer germanistischen Tagung den Titel, die kürzlich an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg stattfand: „Die neuen amerikanischen Transatlantische Prozesse in der deutschsprachigen Popkultur seit 1949“. Stefan Höppler und Jörg Kreienbrock, die Organisatoren, gingen dabei von der Beobachtung aus, dass für die deutsche Popkultur zumal für die sogenannte Popliteratur, der amerikanische Einfluss zwar klischeehaft vorausgesetzt, allerdings kaum systematisch untersucht wird. Dem wollten sie abhelfen, und Freiburg scheint dafür kein schlechter Ort. Dort hat im Juni 1968 der amerikanische Kritiker Leslie Fiedler seinen berühmten Vortrag über die postmoderne Literatur gehalten. Er wird von deutschen Autoren wie Rolf Dieter Brinkmann, aber auch dem März-Verleger Jörg Schröder Muniton geliefert für ihren „Angriff auf das abendländische Kulturmonopol“ (Brinkmann).

Die kulturelle Übersetzung, die Brinkmann und Ralf-Rainer Ryßalla Ende der sechziger Jahre in einflussreichen Anthologien wie „Acid“ oder „Silver Screen“ unternahm, sie beschwor, existiert allenfalls in deutscher Sprache. Texte und Theoriefragmente aus ganz verschiedenen amerikanischen Kontexten und Traditionen erschienen erst in der deutschen Rezeption als Artikulationen einer zwar heterogenen, aber doch verbundenen „amerikanischen Szene“. Und die Kanonisierung einer als „Pop“ angepriesenen Literatur, wie sie die deutsche Literaturwissenschaft in den letzten Jahren vorantreiben hat, wirkt im Ausland eher befremdlich, wie die in New York lehrende Germanistin Elke Siegel anmerkte. Wenn sie Seminare zu „pop literature“ ankündigt, geht es schon terminologisch sofort Erklärungsbedarf.

Doch der Kulturtransfer war nicht nur ein selektiver, sondern hatte auch mit Verzögerungen zu kämpfen: Brinkmann zitierte Batman-Comics in seiner Lyrik erst, als er sie aus der „Zeit“ kannte, und die von Fiedler beschworenen Massenfaszinos Western, Science Fiction und Pornographie wirkten in Deutschland der Sechziger eher exotisch. Noch scharfer zeigen sich die verschiedenen Zeitzonen, wenn man auf die Literatur der Beat Generation blickt, deren Rezeption Charis Gorer skizzierte. Erst Ende der Fünfziger begann der westdeutsche Literaturbetrieb, diese „neuen Barbaren“ wahrzunehmen und ihre Texte zu übersetzen.

Und eine produktive Aneignung, so Gorer Befund, setzte erst im 1968 ein.

Bemerkenswert ist freilich auch, wer zu den frühen Fürsprechern der Beatniks gehörte: ein vom akademischen Modernismus geprägter Schriftsteller wie Walter Höllerer einerseits, ein konservativ-revolutionärer Publizist wie Karl O. Paetel andererseits. Diese Offenheit verstärkte sich noch, wenn man den Blick über die Literatur hinaus auf die Subkulturen der Fünfziger und frühen Sechziger lenkt, die vielleicht mehr von der Fama als von den Büchern der Beatniks fasziniert waren, auf alle Fälle aber die transatlantischen Signale mit ihren Trampbewegungen und dem großen europäischen Mythos Paris zu verbinden wussten.

Eine vergleichbar überblickende Beschreibung von den Siebziger bis in die Gegenwart konnte die Tagung leider nicht leisten, in einigen Vorträgen schied die systematische Frage über Detaillektü

Schelling und die Grimms
.....
Sigmund Freud zitiert in seinem Essay „Das Unheimliche“
Herrn Schelling, der seine Definition von Fremden bereits 1800 im Wörterbuch zur Deutschen Sprache veröffentlichte. Dort heißt es: „Unheimlich nennt man Alles, was im Geheimen, im Verborgenen bleiben sollte und herorgetreten ist.“

Christoph Egen: Die psychoanalytische Erklärung der Entstehung des Fremden. Ginn-Verlag, München 2005

ren ein wenig aus dem Blick zu geraten. Deutlich aber wurde, wie vielfältig, auch wie ambivalent sich die Praktiken der kulturellen Aneignung gestalten. Ohne den amerikanischen Popstar Andy Warhol, stellte etwa Martin Schäfer fest, wären für den Schriftsteller Rainald Goetz europäische Größen wie Adorno, Foucault und Mann nicht zu Theorie-Postparat geworden, zu Autoren also, die man immer wieder von Neuem liest, weil man dabei so wunderbar das eigene Denken abschalten kann.

Katja Kauer sprach von einem imaginären Amerika, in das sich die migrantischen Loser unserer Gesellschaft reaktionieren, wenn sie noch einmal die fiktionalen Männerbilder des amerikanischen Kinos aufleben lassen. Das Denkmodell lieferte dabei Faith Akins Spielfilmdebüt „Kurz und schmerzlos“ von 1998, dessen Held sich, ohne es sich selbst voll abzunehmen, als Al-Pacino-Darsteller versuchen, denn Al Pacino hat die dicksten Eier.“ Und Fernand Herrero entfaltete ein ganzes Panorama der Einflussstöße in Uderozs spätem Asterix-Band „Galien in Gefahr“, in dem das kleine galische Dorf von merkwürdigen Aliens aus West und Ost heimgesucht wird: Gallenzerger-Klonen im Superman-Kostüm, einer mutierten Micky Maus und üblen, aber abnormen Mango-Robotern. Erst vor wenigen Wochen kochte in Frankreich die Empörung hoch, als McDonald's France begann, mit einem Asterix-Motiv zu werben.

Antiamerikanische Projektionen kamen allerdings ansonsten kaum zur Sprache, wieweglich die seit den Sechzigern hochgehaltenen „amerikanischen Szenen“ wohl für ein „anderes Amerika“ stehen, wie man es aus Studien zum europäi-

chen Amerikabil dem. Keineswegs paradox, aber kompliziert ist schließlich, dass sich gerade die Kritik der amerikanischen Politik, zumal aber die Abwehr einer vermeintlichen Kulturhegemonie der Vereinigten Staaten, stets auf amerikanische Traditionen und Schlagwortgeber stützen. Etwa wenn, wie Peter Brandes anführt, die Punkband Slime 1982 auf Jimi Hendrix' Woodstock-Variation der Nationalhymne anspielte, um dann ihr „Yankees raus“ zu grölen.

„Oh Yankee, go home and nimm mich mit über einen ganz großen Teich, nach Louisiana“ – so beantwortete die Band FSK die linksnationalistische Stimmung. Deren Sänger Thomas Meinecke hat sich auch als Schriftsteller seit den Achtzigern mit deutsch-amerikanischen Wechselwirkungen beschäftigt, wie seine Lesung entsprechender Stellen über deutsche Auswanderer, das Amerikabil der Roten-Armee-Fraktion oder die amerikanische Karriere der deutschen Jazzpianistin Jutta HHP demonstrierte. Und er erweiterte den Assoziationsraum in Ausschnitten aus einem noch unveröffentlichten Buch, in dem eine Figur namens „Thomas Meinecke“ als Fan auf den Spuren des Hamburger Schriftstellers Hubert Fichte nach Salvador da Bahia reist. Ein schönes Bild transatlantischer Komplexitäten, wie sein Held schließlich auf der einzigen Toilette von Fichtes Gegenspieler Pierre Verger hockt. Der Franzose Verger, als Fotograf nach Brasilien gekommen, erforschte in Bahia die afroamerikanischen Religionen und entdeckte statt der amerikanischen die afrikanischen Gotter, die einst mit den Sklaven importiert wurden. Er ließ sich initiieren und wurde schließlich selbst zum Babalawo, zum Priester. JAN-FREDERIK BANDEL